

# DIE SPÄTANTIKE KLINGT LEISE NACH



Die Mäanderfriese und Blattranken, die blaue und grüne Emailleverzierung sowie die zarten Spuren von Vergoldung erinnern an die spätantike Gold- und Silberhandwerkskunst. Dieses besondere Kleinod war würdig, das heiligste Sakrament aufzunehmen und zu bewahren.

Wenig wissen wir über das kleine, aus Bronze gegossene Gefäß, das ebenfalls zu den ältesten Vasa Sacra, also liturgischen Geräten für den Gottesdienst, im Bestand des Museums für Franken zählt. Es stammt aus den Sammlungen des 1893 gegründeten Fränkischen Kunst- und Altertumsvereins Würzburg<sup>13</sup>.

Als Pyxis bezeichnet man ein liturgisches Gefäß zur Aufnahme geweihter Hostien, in der Regel aus edlem Metall, das meist, wie auch in diesem Fall, innen vergoldet ist. Die Aufbewahrung des heiligsten Sakramentes, in dem die christliche Lehre ja den Leib Christi sieht, verlangte gemäß den kirchlichen Vorschriften die größte Sorgfalt und durfte nur in besonderen Gefäßen im Tabernakel am Altar aufbewahrt werden. In künstlerischer Paraphrase auf das Heilige Grab in Jerusalem anspielend, hat eine Pyxis meist eine zylindrische Gestalt mit zeltartigem Deckel. Es gibt aber auch solche in Gestalt von Tauben – sog. Hostientauben –, die auf den vielfach als Taube dargestellten Heiligen Geist anspielen.

Die in das 13. Jahrhundert datierbare Pyxis besteht aus einem zylinderförmigen Gefäß und kegelförmigem Deckel, die durch Scharnier und Klappverschluss miteinander verbunden sind. Die Spitze des Deckels bekrönt ein schlichtes, vergoldetes Kreuz über einer Kugel. Wandung und Deckel sind in der Art eines stilisierten Mäanderfrieses mit umlaufenden Blattranken dekoriert, die in Grubenschmelztechnik mit blauer und grüner Emaille gefüllt sind. Der durch Gravuren verfeinerte Pflanzenschmuck weist an seiner Oberfläche noch Spuren von Vergoldung auf.

Gusstechnik, kunsthandwerkliche Verarbeitung mit Emailleeinlagen und die Art der Dekoration mit mäandrierenden Motiven mögen einen über die Ostkirche in Byzanz vermittelten Reflex spätanti-

ker Kunstfertigkeit darstellen. Solche gar nicht so selten noch zu findenden Belege eines einstmals hochentwickelten Könnens machen das kleine Objekt zu etwas Besonderem.



**Pyxis, 13. Jahrhundert.**  
Bronze, emailliert, graviert  
und vergoldet, H. 11,1 cm,  
Dm. (des Gefäßes) 6,6 cm,  
ungedeutete Marke auf  
der Innenseite des Deckels.  
Inv. Nr. A. 32627.

# ZWISCHEN JUDENPROGROM UND SCHWEDISCHER STATTHALTERSCHAFT

Dieses Gefäß kündigt von zwei schwerwiegenden Ereignissen in der Geschichte Würzburgs. Das Pogrom von 1349, bei dem die jüdische Synagoge durch Würzburger Bürger zerstört worden war, schuf erst den Platz für die spätere Marienkapelle, die das Ziborium schließlich beheimatete.

Doch als die Katholiken zu Zeiten schwedischer Besatzung, zwischen 1631 und 1634, selbst unter Druck gerieten, war die Ausübung ihrer Religion nur im Verborgenen möglich. Die Botschaft dazu verbirgt sich im Inneren des Ziboriums.



Das Ziborium erhebt sich über einem stark eingezogenen, sechsseitigen Fuß, der heute in einem gewirbelten Nodus zusammengefasst wird, der seinerseits wieder ein sechsseitiges Sockelchen für die Kupa zur Aufnahme der Hostien trägt. An dieser Stelle wurde das Ziborium zu einem unbekanntem Zeitpunkt verändert: Ursprünglich wuchs aus dem Fuß ein Schaft, dem ein Pendant über dem Nodus entsprach. Die Kanten des sechsseitigen Gefäßes der Kupa werden von teilweise ergänzten Fialen besetzt. Auf den Flächen dazwischen sind Gravuren mit Darstellungen von Johannes d. E., Maria Magdalena, Schmerzensmann, Hl. Kilian, Schweißstuch Christi und ein Feld mit Rankenwerk zu sehen. Der in der Art eines Kegeldaches geschindelte Deckel mit Krabben an den Kanten nimmt den sechsseitigen Grundriss der Kupa auf und führt ihn oberhalb eines weiteren Nodus in einem Kreuz zusammen.

Auf dem Platz, auf dem während des Pogroms von 1349 die jüdische Synagoge durch Würzburger Bürger zerstört worden ist, hat 1377 Bischof Gerhard von Schwarzburg den Grundstein zur Marienkapelle gelegt. Der Chor wurde vermutlich 1392 geweiht und das Langhaus war bis um 1440 vollendet. Der Turmbau konnte erst 1479 abgeschlossen werden. Relativ spät weihte dann Weihbischof Johannes Hutter

1473 die damals vorhandenen „Ornamente“ der Marienkapelle. Darunter befand sich auch dieses Ziborium, das offenbar einer Stiftung zu verdanken ist, da es in den Rechnungen der Marienkapelle nicht erscheint. Ungeachtet der Tatsache, dass zwischen 1470 und 1484 mit Meister Ewald Schmidt ein veritabler Goldschmied in Würzburg nachweisbar ist, der sogar 1473 einen silbernen Kelch um drei Gulden, drei Pfund und sechs Pfennige für die Marienkapelle gefertigt hatte, nimmt man an, dass das Ziborium des Museums für Franken eine Nürnberger Arbeit darstellt. Als Beleg wird auf ein Anfang des 15. Jahrhunderts in Nürnberg geschaffenes Turmziborium im Germanischen Nationalmuseum verwiesen, das auch hinsichtlich der Rekonstruktion des originalen Zustandes herangezogen wird<sup>15</sup>.

Das Ziborium bildet eines der wenigen Würzburger Kirchengewerke aus gotischer Zeit. Es steht aber auch für die Bedrängnis der Würzburger Katholiken



während der schwedischen Besetzung zwischen 1631 und 1634. Vor allem zur Zeit der Statthaltertschaft von Herzog Ernst dem Frommen in der sachsen-weimarerischen Regierung ab 1633 durfte in Würzburg auf Befehl des Generalsuperintendenten Dr. Christoph Schleupner (1566–1635) offiziell ausschließlich evangelisch gepredigt werden. Katholische Gottesdienste fanden allenfalls im Verborgenen statt. Daran erinnert ein inliegender Zettel aus dem 17. Jahrhundert: „Das ist das Ciworium von Kupfer und vergolt, wo die Christen heimlich mit versehen worden in Schweeden Krieg das ist in der Maria Kapellen getauft und alle pfarr gottes dienst versehen worden.“<sup>16</sup>



Das ist das Ciworium  
 von Kupfer und vergolt  
 wo die Christen heimlich  
 mit versehen worden in  
 Schweden Krieg das ist  
 in der Maria Kapellen  
 getauft und alle pfarr  
 Gottes dienst versehen worden

**Ziborium, um 1470.**  
 Kupfer, außen vergoldet, graviert, H. 24,8 cm,  
 Dm. (des Fußes) 10,7 cm, G. 370 g. Schaft nicht erhalten,  
 ein Strebepfeiler ergänzt. Reparaturen vor 1821,  
 Kreuz nach 1821 ergänzt.  
 Inv. Nr. S. 32631-1 und S. 32631-2. Vor 1915 dem Museum überwiesen.

# EIN FREUNDSCHAFTSBECHER?

Einfach und handfest wirkt dieser kleine Doppelbecher schon durch seine Form – ein Fass! Allerdings ist dieses Fass aus Silber getrieben und vergoldet worden. Leider fehlt jeglicher Hinweis auf den Schöpfer, Auftraggeber oder gar Zweck des Objektes. Hier ein kleines Gedankenspiel dazu:

Zwei kleine konische Becher sind mit ihrer Mündung so zusammengesteckt, dass sie ein Fass nachbilden<sup>94</sup>. Dementsprechend sind auch die Daubenbretter und die Profile der vier Daubenringe herausgetrieben worden.

Da sich keinerlei Inschriften oder sonstige Hinweise auf seinen ursprünglichen Besitzer finden lassen, wirft der Doppelbecher wegen seiner Fassform Fragen auf, die sich



nur spekulativ beantworten lassen. Möglicherweise lässt diese Fassform beim unbekanntem Auftraggeber an einen Büttner oder Angehörigen eines verwandten Berufes denken. Man könnte aber auch so etwas wie

einen Freundschaftsbecher annehmen. Vielleicht handelt es sich aber einfach um ein schon im 17. Jahrhundert beliebtes Motiv eines Trinkgeschirrs?



***Kleiner Doppelbecher in Fassform, 1. Hälfte 17. Jahrhundert.***

*Silber, getrieben und vergoldet. H. 10,7 cm, Dm. 6,6 cm, G. 142 g. Marken auf beiden Fassböden: Nürnberger Beschau<sup>92</sup> und Meistermarke von Hans Bertolt<sup>93</sup> sowie Tremolierstrich.*

*Inv. Nr. Lg. 60701. Leihe der Kunstsammlung der HypoVereinsbank, Member of UniCredit.*